

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Band: 31 (1989)
Artikel: Churer Innenstadtprobleme
Autor: Olgiati, Rudolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555741>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Bourgeois ihre Götzendämmerung hinter sich hat. Nur ist das Argument hier in dieser Diskussion fehl am Platz. «Die Dichter müssen, auch die geistigen weltlich sein.» Dieser Ausspruch Hölderlins, des wohl geistigsten Dichters deutscher Sprache, sagt dazu alles. Gerade nicht der Materialismus bringt den Dichter zum Schweigen, sondern vielmehr sein Idealismus. Es ist das von Goethe bis Thomas Mann nicht mehr verschwindende Thema des Dichters, der an der Welt zerbricht, weil sie seiner Utopie, seinem Ideal, seiner Idee derart widerspricht, dass er das Leben nicht mehr erträgt. «Torquato Tasso», «Tristan», «Malte Brigge», überall steht der Dichter als Protagonist eines sinnlosen Kampfes um die Wirklichkeit, die sich soweit von seinen Vorstellungen entfernt, dass er das Leben nicht mehr erträgt. Wolfgang Hildesheimer literarisiert das Thema nicht, so wie Rilke, Mann und Goethe es sich noch leisten konnten, er vollzieht diese Verweigerung, dieses Scheitern an seinem Schreiben, an seinem Tun. Dabei geht es ihm nicht einmal um sehr hochgestochene, humanistische Ideale, als vielmehr um die Lebensgrundlage, die er als bedroht erlebt. Es ist wohl offensichtlich, dass Hildesheimer eine vielleicht heute schon als naiv geltende Vorstellung der Koexistenz von Welt und Mensch nicht aufzugeben bereit ist. Das hat mit Materialismus nun überhaupt nichts zu tun. Materialismus ist die Ideologie der Starken, egal welcher Religion sie angehören, der Starken, die die Schwachen ausbeuten, weil sie die Schwachen sind, die Ideologie der Angepassten, die die Unangepassten überflügeln und kaltstellen. Hildesheimer sieht den Lebensraum aller bedroht, es interessiert ihn keine Ideologie. Wer auf dem sinkenden Schiff ist, versucht die Rettungsboote flott zu machen und möglichst viele zu retten. Wenn man dann überlebt hat, kann man auch wieder über den Schiffbauer diskutieren. Vorher ist es intellektueller Snobismus.

Die Fixigkeit mit der Hans Mohler die Relativität des ökologischen Zusammenbruchs herunterkancelrednert, ist angesichts der sich jagenden

Katastrophenmeldungen geradezu psychologisch interessant. Vielleicht hat er sich schon derart grosse geistige Freiheit erworben, dass Tod und Leben für ihn eines geworden sind, und er lieber die wissenschaftliche Schlusserklärung abwartet, bevor er glaubt, dass es wirklich zu spät ist. Dass er Hildesheimer Suizidgefährdung unterjubelt, mag verwundern, wenn man bedenkt, dass gerade die Verintellektualisierung, die Technisierung des ökologischen Untergangs eine der Hauptverdrängungsmechanismen für denselben darstellt. Wer angesichts hunderttausender verendender Fische mit Philosophie um sich schlägt, ist meines Erachtens nicht zu rechnungsfähig.

Zugegeben, der Glaube, dass der Schriftsteller gesellschaftlich wirksam sein soll und kann – und an diesem Glauben scheint Hildesheimer ja irre geworden zu sein – dieser Glaube mag als naiv hingestellt werden. Aus der Erfahrung anderer hätte er lernen können (wenn man das überhaupt kann), Tucholsky klagte zum Beispiel, dass er mit seiner ganzen Schreiberei, auch nicht einen Polizisten, auch nicht einen Millimeter von seinem Amt und von seinem Stuhl gerückt habe. Der Entschluss, in dieser durchklärnten, vollgeschriebenen Zeit, zu schweigen, der Rückzug von den Worten, der Verzicht auf Einflussnahme ist aber von grosser Konsequenz und Treue diesem Glauben gegenüber, und als solcher zu akzeptieren. (Übrigens kann gerade der, welcher sich aus der Gesellschaft zurückzieht, zum Angelpunkt für dieselbe werden, aber daran

mag Hildesheimer vielleicht gar nicht gedacht haben.) Dabei hat sich Hildesheimer nicht vollständig aus der Gesellschaft zurückgezogen. Seine Aussagen strafen die Schulmeisterbehauptung Lüge, er wolle die versiegende kreative Kraft mit einem lauthalsen Abschied kaschieren. Sein Rückzug beschränkt sich aufs Wort. Hildesheimer zieht sich vom Glauben an das Wort zurück.

Wie würden wohl die etablierten Interpreten aufschreiben, wenn Hildesheimer wieder zu schreiben anfinge? Nicht auszudenken. Dabei wäre nichts logischer als dies. Sobald nämlich das Wort eine andere Sinnebene erhielte, als die Überzeugung mit ihm Realpolitik zu betreiben, das heisst mit ihm eine unmittelbare sichtliche Wirkung zu erzielen, gäbe es auch wieder Gründe zu schreiben.

Es gibt Leute, die wirken, und solche, die erkennen wollen. Die ersteren dürfen sich nicht um die Wahrheit kümmern, die letzteren müssen sich um die Wirkung foutieren. Wenn diejenigen, die sich ihrer Wahrheitssuche verschrieben haben in Situationen kommen, wo es um Sein oder Nichtsein geht, werden sie auf eine harte Probe gestellt. Viele der biblischen Propheten wussten um die kommenden Katastrophen, wussten um die Unabwendbarkeit des Unglücks und um die Sinnlosigkeit ihres Tuns, und taten ihre «Arbeit» doch.

Mag Hildesheimer keiner der Propheten sein, ein ehrlicher Mann ist er allemal, und ich ziehe ihn den Klugscheissern vor.

Churer Innenstadtprobleme

von Rudolf Olgiati

Die hohe Blendarkadenreihe des karolingischen Schiffes der Martinskirche öffnet den Raum optisch von der Kirchgasse her. Diese Aussenwand war ohne Zweifel wie die des gleichzeitigen Kirchenschiffes von Münstair hartweiss überschlemmt. Die Aussen-

wände des gotischen Grossmünsters in Zürich waren wie die der meisten Kathedralen Frankreichs weiss gekalkt.

Das Prisma des 1917 erhöhten Turmes der Martinskirche ist in diesem Schwerpunkt des historischen Churs

ein Bauwerk, das die richtige Grösse hat, d.h. es wäre noch richtiger, wenn es ungebrochen kalkweiss – mit Kalk und nicht mit Dispersion oder dergleichen – überschlemmt wäre. Dies auch um das richtige Verhältnis zu den prismatischen Bauten im Rheinquartier herzustellen.

Die Häuserreihen der Obergasse versinken optisch im Boden, da das Pflaster aus diesem fremden Stein – hätte man nicht das frühere graue Kalksteinpflaster irgendwo unten beim Rhein oder anderswo wieder ausgraben können? – auf das Niveau des Trottoirs verlegt wurde.

Ich habe einige Leute, die Chur nur besuchsweise kennen, über ihre Eindrücke befragt (es sind Leute, die m.E. ein gutes Urteil haben): Chur sei keine nette Stadt und sei zum schönen Teil geschmacklos renoviert etc. etc. Es ist die Banalitätswalze, die das alte Chur zerstört: die Flachmaler-Kunststücke, die von der Farbkommission abgeseget werden, die neuen spätgotischen Fassaden der Denkmalpflege, der Fassadenabrieb, der alles zu Karton macht, alle Arten von Besenwurf und durchgefärbtem Edelputz, die jede Masse optisch auflösen etc. etc. Etwas vom Schlimmsten sind diese perfekt gefärbten Farbhäute, die den plastischen Körper «verfremden». Ein Bauwerk ist, auch wenn es nur aus einem Skelett besteht, ein plastisches Objekt, das optisch erhalten werden muss. Daher ist die Farbbehandlung der Bauten, wie sie schon die Etrusker oder unsere Vorfahren noch im 19. Jahrhundert praktizierten, so viel richtiger: saugkräftige, weisse Grundierung, übermalt mit in das Leimwasser (Kasein oder dergleichen) gerührte Farbpulver. Die Farbpartikel nach dieser Methode auf den weissen Grund «aufgeleimt», werden vom Reflexlicht durchleuchtet, daher die auch bei dünnstem Auftrag leuchtende Wirkung. Das ist das Gegenteil der heutigen Farben, die durch den Zwang zur Fleckenlosigkeit – Flecken sind juristisch erfassbar – sehr solide Bindemittel verlangen, die die Farbpartikel auflösen, Eigenleben annehmen und daher den Baukörper verfremden. Einerseits ist da der «Mut zur Farbe»,

andererseits schrickt man doch vor wirklichen Farbaussagen zurück. Anstriche in dieser Technik leuchten Jahrhunderte.

Wie gut wäre es, wenn die Fassaden der Obergasse, des Arcas und des Kornplatzes zuerst einmal perfekt mit gutem Sumpfkalk (aus Duino, Fr. 11.50 der 33 kg-Sack) geweißelt und dann erst überstrichen würden. Die Fassaden des Zschalerhauses und des danebenliegenden Hauses am Gansplatz waren nach dem Wiederaufbau nach 1700 sienarot gestrichen, und das bis auf den Boden. Ein schöner Teil der gemauerten Häuser waren weiss gekalkt – das sieht man auf alten Bildern, z.B. auf dem Knillenburgerspekt von 1640. Das ergab herrliches Reflexlicht auf geglättetem Verputz und scharfen Kanten: Griechenland im eigenen Heim. Der Häuserforscher Hunziker schrieb noch 1880, dass man von Chur auf dem Weg zur Lenzerheide mit jedem Schritt in eine andere Welt komme. Er meinte damit die Atmosphäre, die von weissgekalkten Häusern ausstrahlt.

Die architektonische Atmosphäre des Arcas ist leider ganz und gar nicht auf dem Niveau der dort durchgeführten Veranstaltungen. Es ist halt alles so recht spießig banal.

Das Nikolaikloster war vor Jahrhunderten einmal ein geistiges Zentrum von Chur, jetzt ist im Mittelpunkt die Feuerwehrgarage plaziert etc. Schön ist nur noch der «surrealistisch» in den Himmel ragende Treppengiebel der Leutekirche. Diese Wirkung wäre nicht vorhanden, wenn die Abdeckung nur 1 cm über die Fassade vorstehen würde. Zu einem glatten Putz konnte man sich leider nicht durchringen. Es wäre eine nette Beschäftigung für junge Leute oder AHV-Rentner, den Klosterhof weiss zu kalken und den alten Klostergarten als Schmuckstück für dieses Quartier herzustellen (was in weissem Reflexlicht möglich wäre). Die Klosterkirche (in der Ecke Denner) liesse sich rekonstruieren, da die Trennmauer zur Leutekirche, die den Querschnitt markiert, in der ganzen Höhe noch vorhanden ist, dies ergäbe einen herrlichen Konzertsaal.

Für diese Teile der Innenstadt kann man selbstverständlich nicht Läden propagieren, da Läden Autoabstellplätze verlangen. Eine Tiefgarage unter dem Kornplatz und ein Anschluss des inneren Arcas zur Brotlaube am Martinsplatz ist für dieses Quartier lebensnotwendig, Zufahrtsrampe zur Kornplatz-Tiefgarage beim Fontanasträsschen unter der Grabenstrasse hindurch.

Der Postplatz durch die unten beschriebene Verkehrsführung und durch die Umleitung des Arosaverkehrs entlastet, müsste auf der ganzen Breite, auch auf der Fahrbahn, mit Natursteinplatten (z. B. 80 x 80 cm, da Quadrate die Bewegung optisch anhalten) belegt werden, damit ein ruhender Bereich entsteht. Die Kunsthäuserweiterung, die ja bald einmal kommen muss, müsste durch zwei vorgestufte Ganzglasecken in diesen Platz integriert werden.

In Chur liesse sich ein geradezu perfektes Exempel für eine lebensfähige, autofreie Innenstadt statuieren: die Engadinstrasse über das Dach einer vor dem Bahnhofgebäude gebauten Säulenhalle an die etwas nach Norden geschobene Ottostrasse angeschlossen, ergäbe eine Ringstrasse, die über die Hartbertstrasse die Citygarage, über die Gäuggelistrasse die Stadtbäumgarten-Garage, über das Fontanasträsschen die Kornplatz-Tiefgarage, über das Lindenquai die Arcas-Garage und beim Bahnhof den Parkplatz über den Geleisen erschliessen würde.

Der Bahnhof Chur ist die Umsteigestelle für den grossen Einzugsbereich Nordbündens, und ein Autoparkplatz darüber ist der Umsteigeplatz. Eine Unterführung unter den Geleisen von der Bahnhofstrasse zur Tittwiesenstrasse – mit Licht von oben, verbreitert auf der ganzen Länge zur jetzigen Unterführung – würde das Rheinquartier ideal mit der autofreien Innenstadt verbinden. Das Quartier beidseits des Bahnhofs würde sich, da gut erschlossen, sehr gut für eine intensive Überbauung, auch durch Hochhäuser, eignen.